Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Artikel: Eduard von Keyserling
Autor: Taube, Otto Freiherr von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758753

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EDUARD VON KEYSERLING

Von Otto Freiherr von Taube

Von E. v. Keyserling erscheint demnächst in der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur unter dem Titel «Schwüle Tage» ein Band ausgewählter Novellen, zu dem Otto Freiherr von Taube das nachstehende Porträt geschrieben hat.

Der Stammvater der kurländisch-ostpreußischen Keyserlinge, der Sohn des Bürgermeisters von Herford Albert Keselingk aus dortigem und bielefeldischem Stadtgeschlechte, Hermann Keselingk, hatte bereits die Ritterwürde inne, als er gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach Livland zog, welches damals dermaßen zu einer westfälischen oder niederdeutschen Kolonie geworden war, daß sie sich gegen oberdeutsche Einwanderer abschloß. Es war selbstverständlich, daß Keselingk, seit ihn sein Landsmann, der Heermeister Wolter von Plettenberg, mit erheblichem Grundbesitze belehnte, dem dortigen Landadel für einen Mitbruder galt und mit seinem Geschlechte in diesem aufging. Doch geschah es zwei Jahrhunderte später, daß dank verschiedenen günstigen Umständen derjenige Zweig von Hermann Keselingks Nachkommen, dem Eduard v. Keyserling angehörte, sich aus der rauhen und durchschnittlichen Landjunkerschaft erhob und sich durch einige hervorragende Persönlichkeiten, Diplomaten und Staatsmänner, auszeichnete. Ihr frühester war Friedrich des Großen Freund aus den Kronprinzenjahren, den der König «Caesarion» oder den «Schwan von Mitau» nannte und dessen Tod er in einer schwungvollen Ode beklagte. Nicht minder als Caesarion waren zwei andere Keyserlinge hochkultivierte Menschen, so der Reichsgraf Hermann Carl von Keyserlingk, für den Johann Sebastian Bach die Goldbergvariationen schrieb und von dem es heißt, sein Einfluß am Dresdener Hofe habe diesen bestimmt, Bach — den evangelischen «Ketzer» — mit der Schaffung der h-moll-Messe zu betrauen.

Doch nicht von ihm und von seinem gleichfalls bedeutenden Sohne Heinrich Christian, der die Witwe des von Friedrich dem Großen gegraften anderen Keyserling heiratete, eine geborene Truchsessin von Waldburg, stammt väterlicherseits Eduard v. Keyserling ab, sondern von dieser Stammutter und ihrem ersten Gatten. Diese bedeutende Frau nun war es, die ihrer gesamten Nachkommenschaft ein besonderes Gepräge aufdrückte dank ihrer Freundschaft und ihrem eifrigen Umgang mit Emanuel Kant,

dessen Jugendbildnis sie gezeichnet hat und der in ihrem Hause ein- und ausging. Das war besonders zur Zeit ihrer zweiten Ehe der Fall; diese blieb kinderlos, der Gatte jedoch ward ein prächtiger Hüter und Erzieher für ihre zwei Söhne, der namentlich viel für deren geistige Entwicklung tat, ein Kantfreund gleich seiner Gattin. Sein reizendes Königsberger Palais — es stand, wiewohl nicht mehr im Familienbesitz, noch vor der Zerstörung der Stadt durch die Russen — war der Mittelpunkt des geistigen Lebens für den ganzen deutschen Osten. Außer Kant, dem häufigen Tischgast, verkehrte dort Hamann, stiegen dort beträchtliche Durchreisende ab, so zum Beispiel der große Basler, der Mathematiker Euler, unterwegs nach St. Petersburg. Aus diesem Hause kommt her die philosophische, die kantische Komponente, die sich bei so vielen Keyserlingen, gerade auch bei Eduard findet. Eduards Großvater, kantisch in Königsberg erzogen, ein Schüler des Kantschülers Kraus, war ein vollendeter Klavierspieler, und nun traf es sich, daß der Pastor, zu dessen Sprengel Keyserlings Gut gehörte, Beethovens Jugendfreund Amenda war; mit ihm und anderen Herren bildete Keyserling ein Streichquartett, das alljährlich vierzehn ununterbrochene Tage von früh bis spät dem Spielen von Kammermusik widmete; mit Amendas Grüßen an Beethoven huldigte diesem Keyserling auf einem Besuche in Wien. Zum traditionellen Kantkultus in der Familie gesellte sich nun ein traditioneller Beethovenkultus, in denen beiden die späteren Generationen aufwuchsen.

Doch bei der kantischen pflicht- und vernunftbeherrschten Richtung kann man wohl der Musik pflegen, nicht aber war Raum gegeben einer auch im übrigen musischen Haltung. Das plötzliche Erwachen des Dichtertums und einer heißen Liebe zum Augengenusse durch die bildende Kunst, das in Eduard v. Keyserling und in seinen Geschwistern Ereignis ward, indessen solches dem übrigen Geschlechte ziemlich fernblieb, ist wohl ein Atavismus, überkommen von Keyserlings mütterlichen Vorfahren. Unter ihnen findet sich die Tochter eines Vaters aus den oberösterreichischen Hohenfeld, die eines der herrlichsten Schlösser des Hausruckviertels besaßen und am Hofe Maria Theresias glänzten, und einer Mutter aus den Urgrafen des Casentino, den Guidi, deren Giovanni Pascoli in einem seiner schönsten Gedichte gedenkt mit den Zeilen:

Romagna solatia, dolce paese,
Cui regnarono Guidi e Malatesta.
(Romagna, sonnenwarme, holde Stätte,
Der einst Guidi und Malatesta geboten.)

Dieses italienische Blut schlägt sehr durch; noch heute werden Nachkommen dieser Frau, wenn sie nach Italien kommen, von den dortigen für Landsleute gehalten; warum sollten mit ihm nicht auch seelische Erbteile auf die Nachfahren übergegangen sein? Aeußerlich merkte man das Eduard v. Keyserling und seinen Geschwistern nicht an; sie waren alle hellfarbig und ungemein häßlich, wie das hinsichtlich Eduards sein ausgezeichnetes Bild von Lovis Corinth dartut.

Graf Eduard v. Keyserling — als Schriftsteller machte er keinen Gebrauch vom Titel — wurde geboren auf dem seiner Mutter gehörigen kurländischen Gute Paddern am 15. Mai 1855 als drittletztes von zwölf Geschwistern. Sein Elternhaus lernt man am besten kennen in dem berückenden Erinnerungsbuch seiner ältesten Schwester Henriette, «Frühe Vollendung» (Carl-Baeßler-Verlag, Bamberg 1949); von Eduard ist nur wenig darin die Rede, schließt es doch mit dem Jahre 1865, in welchem dieser Bruder noch ein zehnjähriges Bübchen war. Die pietistische Religiosität, die Keyserlings Mutter in ihrem Hause hochhielt, vererbte sich nicht auf alle ihre Kinder, jedenfalls nicht auf Eduard; doch das starke Zusammenhangsgefühl dieser vielen Geschwister förderte in ihnen die Tugend des gegenseitigen Geltenlassens; nie ward durch diese Verschiedenheit das Zusammenleben Eduards mit seinen sehr frommen Schwestern gestört.

Wir können nicht ermessen, ob Eduard v. Keyserling sich zu einem Dichter entwickelt hätte, hätte er nicht schon früh gleich dem Skalden in Ibsens Kronprätendenten «die Gabe des Schmerzes» erfahren: herausgerissen wegen einer Lappalie — einer Inkorrektheit — aus seinem Universitätsstudium, ihretwegen verfemt in seiner Heimat, wurde er jahrelang — jahrzehntelang — von der dortigen guten Gesellschaft gemieden und mußte ein abseitiges, ungeselliges Dasein führen als Bewirtschafter der Güter seiner Mutter, angewiesen auf den Umgang nur mit den nächsten Angehörigen und auf den mit den Untergebenen — Forstaufsehern und Feldarbeitern — aus dem fremdartigen Lettenvolke. Dazu kam früher oder später schmerzliches körperliches Leiden. Wohl unterbrachen Reisen aus dem Bereiche der ihn ablehnenden Heimat dann und wann seinen unholden Alltag. Doch wissen wir von ihnen nicht viel mehr, als daß er sie unternahm; das gilt sowohl von seinem langen und für sein Schaffen nicht unwichtigen Aufenthalt in Wien, der vor dem Jahre 1890 stattgefunden haben muß, als auch von dem Zusammentreffen mit seinem in Stuttgart wohnhaften Bruder Otto 1891 in Herrenalb und dem Kurbesuch von Bad Oeynhausen im Sommer 1895; es ist nicht ausgeschlossen,

daß er noch andere Reisen nach Deutschland oder Oesterreich gemacht habe. Jedenfalls war es die irgendwann früher schon geschlossene Bekanntschaft mit München, die ihn bestimmte, sich gegen Ende des Jahres 1895 dort niederzulassen; ihm schlossen sich zwei seiner Schwestern an, die vorerwähnte, um sechzehn Jahre ältere Henriette und die gleichfalls ältere Elise, die unter dem Namen Ernst Kluge Novellen veröffentlicht hat.

Seit Frühling 1899 bis tief in das Jahr 1900 hinein bereisten die drei Geschwister Italien, wo sie sich drei Monate in Venedig, einen in Florenz, zwei in Siena, danach in Rom und Neapel aufhielten und bis Pästum vorstießen. Die Wohnung, die sie nach ihrer Rückkehr nach München bezogen, in der Ainmillerstraße 19, blieb Eduard v. Keyserlings Heimstatt bis zu seinem Tode. Im Sommer verbrachte er, wohl regelmäßig, einige Wochen in grünender Landschaft, 1903 allein zur Kur in Bad Heilbronn, 1907 mit den Schwestern beim Bauern Reifenstuel in Dorf Kreuth. Zur Uraufführung seines «dummen Hans» erschien er 1902 in Berlin, während seine italienische Reise ihn hinderte, der Uraufführung seines «Frühlingsopfers», gleichfalls in Berlin, beizuwohnen.

Kürzlich entstanden in Deutschland zwei Doktordissertationen über Eduard v. Keyserling, die eine in Freiburg i. Br. von Herbert Kalkhoff, die andere in München von Wiltrud Meinzinger — ein Zeichen, daß die Zeit für das Werk Keyserlings wieder reif wird. Beide Verfasser klagten über die Kargheit der Keyserling betreffenden Nachrichten; leben doch nur noch wenige Personen, die ihn kannten und von ihm erzählen können, und es fehlt an Briefen und sonstigen biographischen Quellen[1]. Nur so viel steht fest, daß Keyserlings seinem Wunsche gemäß vernichteter schriftlicher Nachlaß unter anderem äußerst fesselnde Aufzeichnungen enthalten hat, namentlich über die italienische Reise und die dortige bildende Kunst.

Keyserlings Interesse für die bildende Kunst war primär und ward schon in seinem Elternhause geweckt und entwickelt; seine Schwestern erzählten, wie beflissen er gewesen sei, geschaute Gemälde «auswendig zu lernen». Diese Anteilnahme am Schaubaren ward durch seine Erblindung nicht gemindert; auch da noch freute ihn mehr denn anderes Gespräch das über bildende Kunst; man mußte ihm Bilder beschreiben, die er noch nicht

[1] Mehrere der in diesen Zeilen angeführten Tatsachen aus Keyserlings Leben wurden erst bekannt durch einen im Sommer 1953 erfolgten unverhofften Fund von Schriftstücken im Nachlaß seiner Bruderstochter Marie in Wolfspoint bei Achenmühle, Oberbayern.

kannte, bei Umhängungen in Museen ihm genau berichten, wo jetzt dieses oder jenes Gemälde untergebracht war. Er war so ganz Augenmensch, und gerade er hat erblinden müssen! Ein anderer höchst entwickelter Sinn bei ihm war der Geruchssinn; man sah es geradezu seiner Nase an, welche Fähigkeit er hatte, zu wittern — mit geweiteten Nasenflügeln, und dieses für sein Aussehen so charakteristische Organ vorstreckend wie zum Schnuppern und solches mit Bewegungen der Oberlippe unter dem schütteren Schnurrbart begleitend. Ob sich's um die Heringsdüfte und Käsegestänker in seinem Erstlingswerke «Fräulein Rosa Herz» handelt oder um die prächtigen und kühlen Düfte in den aristokratischen Sälen und Gärten der Schauplätze seiner späteren Werke, er beschwört sie alle für den Leser.

Keyserling war ein lebenshungriger, ein menschenhungriger, daher auch — im positiven Sinne — ein neugieriger Mensch. Wohl hemmte ihn sein ungemeines Zartgefühl daran, andere Personen auszufragen; doch ließ er sich gern über sie erzählen. Er sprach überhaupt gern von Menschen, immer aber mit einer gewissen Vertiefung, die das Gespräch mit ihm nie zu Klatsch ausarten ließ. Er hatte einen wachen Sinn für das Charakteristische, er urteilte — solange er Augen hatte — gern nach dem Aeußeren, und die Schlüsse, die er von Gesicht, Haltung, Bewegung eines Menschen auf dessen Inneres bezog, waren richtig. Er drückte sich dabei gern drastisch, treffend, doch niemals wirklich unwohlwollend aus. «Ich habe einen Neffen, der steht vor sich selbst wie ein Kind vor einem brennenden Weihnachtsbaum», sagte er seiner Vorleserin von dem Philosophen Grafen Hermann Keyserling. Auf die Frage, ob Stefan George, den er kannte, wirklich wie Dante aussehe, antwortete er: «Nein, er sieht nicht aus wie Dante; er sieht aus wie eine alte Dame, welche wie Dante aussieht.» Vom frommen Treiben der sektiererischen Fürstin Lieven auf Cremon in Livland gab er folgendes köstliches Bild: «Du kannst unmöglich in ihrer Gegend in Ruhe spazierengehen. Du bist im Walde, es raschelt in den Büschen, du denkst: ein Reh. Doch nein — es tritt hervor die Fürstin Lieven mit einem Kelch in der Hand und spricht: ‚Bruder, willst du nicht das Abendmahl nehmen?'» Das Schmunzeln bei solchen Aussprüchen erhöhte noch ihre Drastik. Als er erblindet war, mußte man ihm Erscheinung, Gebärden, Kleidung von Menschen beschreiben, sei es, daß man sie in einem eleganten Restaurant, auf einem Schwabinger Künstlerfeste, auf einem vornehmen Ball oder auf dem bierseligen Treiben in einem Bräuhaus gesehen hatte. Er entwickelte bei solchen Gesprächen ein wundervolles Lachen, wiewohl es eigentlich kein Lachen war;

es waren von seiner tiefen, knarrenden Stimme ausgestoßene vergnügte Laute, die seine Schwester Elise mit wirklichem Lachen begleitete; Henriette, Hand in Hand sitzend mit ihrer unzertrennlichen Freundin, der Engländerin Mrs. Wills, schwieg meist gleich dieser. Wie lachte man einst in diesem Kreise über folgenden Vorfall: Keyserling hatte seit seiner Erblindung einen braven, als Krankenpfleger ausgebildeten jungen Diener namens Joseph. Um ihn für seine Treue zu belohnen, schenkte ihm Keyserlings Verehrerin, die Baronin Marie Sacken, goldene Manschettenknöpfe mit echten Saphiren; Joseph fühlte sich dieserhalb sehr verlegen und schüttete sein Herz vor Keyserling aus mit den Worten: «Sie hat mir etwas so Kostbares geschenkt; was kann ich denn ihr als Morgengabe geben?» — Gemeint war: Gegengabe.

Solange Keyserling im Besitze des Augenlichtes war, nahm er in der Münchener Künstlerwelt — im damaligen, auf der Höhe stehenden «Schwabing» — eine führende Stellung ein. Nachmittags konnte man ihn täglich, umgeben von seinem Kreise, im Café Stephanie treffen, abends entweder in dem heute noch bestehenden Weinlokal «Torgelstube» am Platzl oder, nach Schluß der Theater, in denen er keine Uraufführung eines Schauspiels versäumte, im Hoftheaterrestaurant am Max-Joseph-Platze. Es war der Kreis, dem als Hauptpersonen neben ihm die Brüder Wedekind — Frank und Donald — angehörten, der damals noch junge Alfred Kubin und andere; auswärtige Gäste gesellten sich dazu: Alexander v. Bernus, aus Wien kommend Karl Kraus und so weiter. Zum ständigen Kreise gehörte Max Halbe, den mit Keyserling mehr als nur bohemienhafte literarische Kameradschaft, sondern eine wirkliche Freundschaft verband. Keyserling saß der lebhaften, nicht immer nüchternen Tafel vor, herrschend durch Witz und geistvolles Gespräch. Er brauchte diesen Kreis, der ihn anregte und weil er selbst gesellig war, er suchte ihn noch auf, als seine Krankheit ihn bereits arg behinderte. Aus dieser Zeit stammt die Schilderung, die Rudolf v. Delius von ihm in den «Münchner Neusten Nachrichten» vom 9. Februar 1932 gab: «Nie wieder habe ich so grandios den Kampf des Geistes gegen den Körper miterlebt. Und der Geist siegte, und wennschon die Hand unsicher wurde und in später Stunde nur schwer das Weinglas zu fassen vermochte, wenn auch die Knie zitterten beim Aufstehen und ein Freund ihn stützen mußte. Er war das Bild unheimlich schleichender Krankheit und zugleich das Bild aufrechter, lachender Seelengeradheit. Er hatte jenen ritterlichen Adel, der sich nicht unterkriegen läßt und der das Schwert nicht eher weglegt, als bis der Tod es anfaßt. Er klagte nie und wußte genau um die

Kürze des Daseins. Er war heroisch ohne die geringste Pose. Und wenn sein Leiden arg wurde, scheuchte er es fort mit einem Witzwort.»

Es wirkte hierbei viel Höflichkeit mit, die Höflichkeit des «Ancien régime», jene Höflichkeit, die während der großen französischen Revolution den Kavalier oder die Dame noch auf dem Schafott dem Henker, wenn sie ihn zufällig angestoßen hatten, ein «excusez, Monsieur» zu sagen verpflichtete. Wie schwer Keyserling auch das Aufstehen vom Sessel wurde, auch vor dem jüngsten Neffen oder sonstigen Jüngling, der vor ihn trat, erhob er sich zum Gruße. So aber hatte sich auch der sieche alte Kant bis in seine letzten Jahre vor seinen Besuchern betragen. Und aus Rücksicht auf seine zwei alten Schwestern hatte es Keyserling zuwege gebracht, ihnen, wiewohl er mit ihnen zusammenlebte, seine Erblindung vierzehn Tage lang zu verheimlichen.

«Er klagte nie», bezeugt Herr v. Delius. Das kam auch daher, daß er wie nur wenige Distanz hielt, nicht nur zwischen sich und seinen «Schwabinger» Kumpanen, schließlich auch allen anderen Menschen, sondern auch zwischen sich und seinem Körper. Er tat, als wäre dieser Körper nicht der seine. Er hatte die vollkommene Gelassenheit, als hätte er die spanische Grandenerziehung genossen, die schließlich von Wien her, dem die spanisch erzogenen Habsburger sie aufprägten, soviel Macht auf die Erziehung sämtlicher vornehmen Deutschen ausübte. Er war «sosegado» und «dejado» — ruhig und gelassen — wie der Vornehme aus der Zeit des Velazquez. Und zugleich fällt einem vor dieser Erscheinung abermals die Haltung des «Ancien régime» ein, wie einer von dessen besten Ueberlieferern, Alfred de Vigny, sie im schönsten seiner schönen Gedichte, in der «Mort du loup», verherrlicht:

Et sans daigner savoir comment il a péri,
Refermant ses grands yeux, meurt sans pousser un cri.
(Zu stolz zu wissen, wie ihn fällte sein Geschick,
Stirbt lautlos er dahin und schließt den großen Blick.)

Doch war im Falle Keyserling diese Haltung, wie unser Hinweis auf die unerschütterliche Höflichkeit des greisen Emanuel Kant bereits andeutete, auch der folgerichtige Ausdruck der kantischen Lehre, nach der alles Wahrnehmbare, und sei es noch so sehr des Wahrnehmenden Eigen, wie das die Schmerzen des eigenen Leibes und das Leid der eigenen Seele sind, dem Ich wohl als dessen Gegenstand zugehört, aber das Ich nicht ist. Jedoch das Begreifen philosophischer Lehren frommt nicht, wo die Kraft fehlt, sich in

ihrer Betätigung zu bewähren. Diese Kraft hatte Keyserling, und sie ward in ihm gestählt in den schmerzlichen Jahren der vereinsamten Jugend; und als ihm beginnender Ruhm Verehrung eintrug — gerade bei denen, die ihn zuvor mißachtet hatten —, deuchte sie ihn, der ihre Eitelkeit hatte durchschauen lernen, gewichtlos. Da rede man also nicht mehr von Keyserlings «Dekadenz»; den Menschen, die er schildert, jenen Menschen aus den «abendlichen Häusern», mag man sie nachsagen, ihm nicht. Ein tiefes kantisches Ethos schied ihn von den Bohemiens und von den schieren Aestheten. Doch geben wir zu, daß sein schamvolles Verschweigen all dessen, was ihn *nahe* betraf, ihn zu einem schwer Kennbaren machte. Vielleicht war es auch einzig und allein nur der durchdringende Blick Rudolf Kaßners, der — abgesehen von Keyserlings Allernächsten — ihn völlig erkannte.

Noch bevor Keyserling das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte, hieß er in München bereits «der alte Keyserling», seinem Aussehen nach. Denn geistig wirkte er niemals alt, wie arg er auch geplagt war. Jeder Föhntag — und Föhntage auf der bayerischen Hochebene bedeuten auch für rüstige Menschen Plage — brachte ihm Martern. Da antwortete er wohl auf Fragen nach seinem Befinden: «Heute ist mir wie dem Spartaner, der den gestohlenen Fuchs unter seinem Mantel davontrug und von ihm in der Seite gefressen wurde.» Dabei lächelte er und hielt still wie jener Spartaner. Ungefragt hätte er kein Wort über sein Befinden verloren.

Keyserlings Härte, die er nur gegen sich selbst ausübte, war stoisch, ohne den Beigeschmack der Müdigkeit, wie sie der antiken Stoa anhaftet. Und diese Haltung war es auch, nach der er andere maß. Er ließ ungemein viel gelten und sprach kaum je ein richtendes Wort; doch durchschaute er auch vieles; Prahlerei verfehlte ihm gegenüber jede Wirkung, aber auch echtes Draufgängertum war ihm als Aeußerung von Unbeherrschtheit zuwider. Dieses, vollends rohe Kraft, bannte er aus seinem Umkreise; ein «Kerl» oder ein Naturbursch hatte auch für ihn den Wert, den ein solcher hat; man achtet solche Leute im Roß- oder Kuhstall oder unter freiem Himmel, man verschmäht keineswegs ihren Umgang, doch setzt man sie nicht an seinen Tisch. Keyserling kannte die Welt der «Kerle», wie wir schon schilderten, aus der Zeit seiner Verbannung auf dem Lande. Er hatte diese Welt gut kennenlernen, in ihr jedoch niemals aufgehen können, obgleich seine Werke verraten, daß er mitunter eine heimliche Sehnsucht hatte nach ihr mit ihrem ungehemmten triebhaften Leben, welche Sehnsucht ihn jedoch nie, im Gegensatz zu anderen Schriftstellern

und Denkern, zu einer romantischen Verklärung jener Welt lockte, die aus einer höchst privaten «Nostalgie» urteilslos zu verherrlichen schon Selbstaufgabe bedeutet und den ersten Schritt zur «trahison des clercs». Man ermesse, welche Kraft dazu gehört, wenn einer, den sein eigener Kreis verfemte, fortfährt, sich zu ihm und dessen Geist und Haltung zu bekennen! welche Kraft zur Ueberwindung des Ressentiments!

Wir vermögen nicht anzugeben, wann Keyserling erblindete. Das fand noch statt zu Lebzeiten seiner am 14. Dezember 1908 gestorbenen Schwester Henriette; doch noch in demselben Jahre traf ihn Hermann Uhde-Bernays, wie er sich genau entsinnt, ungeführt auf der Straße und im Begriffe, die bayerische Staatsbibliothek zu betreten. So muß seine Erblindung im Jahre 1908 eingetreten sein. Sie brachte ihm die Vereinsamung auf einer zweiten Stufe wieder. Die eine der beiden Schwestern — Henriette — starb; es zog eine dritte zu ihm, die ihn überlebte; es starb zu seinen Lebzeiten auch Elise, die im Hause das heitere Element gewesen war. In unverzeihlicher Weise vernachlässigte ihn sein Kreis mit Ausnahme von Max Halbe, der oft ihn unterhalten kam; auch die Damen der Gesellschaft, in deren Häusern er verkehrt hatte, verstanden seitdem nur, ihn zu bedauern, ohne auch einen Schritt zu ihm zu tun: nicht Frau Elsa Bruckmann kam, nicht Frau v. Kühlmann, wiewohl sie es ihm immer wieder verkünden ließen. «Sie kommt ja doch nicht», sagte er einmal bei solcher Gelegenheit, und das klang betrübt. Die Menschen, die ihn besuchten, waren die baltischen Verwandten und Landsleute, die mit der Zeit auf «ihren Dichter» stolz geworden waren; es kam, zu intensivem Gespräche und besonders freudvoll empfangen, Rudolf Kaßner, der ihm sehr zugetan war, ihn auch zu Grabe geleitete; es kam die Fürstin Taxis Rilkeschen Andenkens, die Keyserlings «Schwüle Tage» ins Französische übersetzte, kam auch Rilke selber. Von München jedoch kümmerte sich um ihn außer Max Halbe nur der Sanitätsrat Professor Georg Sittmann, dessen Frau eine Nichte Keyserlings war und der mit echter Herzensanteilnahme den Kranken betreute.

Der Krieg beraubte den Blinden des zum Sanitäter eingezogenen Dieners. Keyserling war in der letzten Zeit bettlägerig. Er starb am 28. September 1918[2]. Sein Grab auf dem Münchener Friedhof (Schwabinger Friedhof), in welchem er mit seinen drei Schwestern ruht, wird als «Berühmtheitengrab» von der Stadt München unterhalten.

[2] Dieses Datum ist als dasjenige von Keyserlings Todestag auf seinem Grabstein angegeben.

Obwohl wir Keyserlings Werk hier nicht erörtern wollen, dürfte es vielleicht zu dessen Verständnis förderlich sein, wenn wir der voraufgegangenen Schilderung seiner Persönlichkeit doch noch einige seine Dichtung betreffende Bemerkungen folgen lassen. Keyserling hat einen höchst ausgesprochenen *Stil;* unwillkürlich — und nicht kraft gekünstelter Stilisierung — fügen sich die von ihm geschilderten Menschen diesem Stile. Wie sehr aber auch Keyserlings Sehweise und seine dichterische Einbildungskraft an diesen Gestalten teilhaben, diese müssen, damit sie lebendig und glaubhaft würden und das Werk gelänge, aus einer Keyserling geläufigen Welt herstammen. Das zeigt sich schon an seinem ersten Werke, dem «Fräulein Rosa Herz», das, anders als seine anderen Erzählungen, nicht unter Landadel und Landvolk spielt, sondern in einer Kleinstadt unter Kleinbürgern; doch wurde es zu einem Meisterwerke, weil Keyserling die Welt des kleinen Städtchens, in welchem er das Gymnasium besucht hatte, ebenfalls völlig kannte, indessen sein zweites Werk, «Die dritte Stiege», in dem er das ihm fremde Wien zu gestalten versuchte, mißlang; er beherrschte diese Welt nicht, darum konnte er den Stoff, den sie bot, nicht zu etwas Gültigem schmieden.

Ein weiterer Zug seiner Werke ist aus seiner zuvor bereits eingehend geschilderten Eigenschaft eines Augenmenschen herzuleiten. Seit er erblindete, steigerte sich in seinen Werken der Rausch des Augengenusses infolge der ungestillten Sehnsucht nach dem Sichtbaren, namentlich das Schwelgen in Farben; es war, als wollte er sich durch die Farbigkeit seiner Darstellungen dafür entschädigen, daß er nicht mehr sehen konnte. Um so anstößiger war es, wenn in diesen späteren Jahren die Münchener Freunde, die ihn vereinsamen ließen, ihre Herzensträgheit damit entschuldigen wollten, daß sie etwa sagten: «Wir wollen den Blinden nicht damit betrüben, daß unser Gespräch, das sichtbare Dinge nicht vermeiden kann, ihn an das, was ihm fehlt, erinnere.» Er lechzte ja danach, daß man ihm von Sichtbarem erzähle, daß man ihm, der so ganz und so leidenschaftlich Auge war und es nicht mehr sein durfte, das abhanden gekommene ersetze! Sein Werk ist ganz und gar getragen vom Sehen. So muß es denn mit den Augen gelesen werden, doch auch mit den anderen Sinnen, auch mit dem Gehör, das sich der Musikalität seiner Sprache auftun muß, und mit dem Schweigen, welches allein fähig ist, das Unausgesprochene aufzunehmen, das in den Erzählungen Keyserlings zwischen den Zeilen so sehr gegenwärtig ist: lautlos, zart und dennoch mächtig.